

Eine Herbstwanderung im Elsass

Autor(en): **Vogt, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 51

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645863>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vom Hause her aus allen Fenstern wohl sichtbar. Und lieber hätte er sich sofort das Leben genommen, als es etwa erleben zu müssen, daß die Bremerin in ein Fenster träte und ihn, schmachvoll rückwärts kriechend, sein angewachsenes Bein Kleid verlassen sähe.

Er beschwor den Freund, allein zum Mal zu gehen. Er möge den Leuten sagen, er sei krank, sei fortgelaufen, sei ertrunken! Doch Jonas war nicht fürs nachgeben. Auch war es dem jungen Maler bestimmt, daß er noch eine schöne Stunde seiner Dame gegenüber sitzen, den Stachel noch etwas tiefer in sein Herz treiben und auf seine erste Reise mitnehmen sollte, um die Welt nicht ganz ohne den Schleier des Leides zu sehen, der ihre geheimnisvolle Schönheit vielleicht nur verklärt.

Endlich zählte auf drei, und mit seiner Hilfe zerrte Gustav sich mit verzweifelterm Ruck von dem türkischen Sitz los. Das Wunder geschah, daß sein neues Bein Kleid aus derbem Rodenstoff dem Ansturme siegreich widerstand. Es war unverletzt und hatte nur geringe Flecken, an welche jetzt nicht zu denken Zeit war.

So erlöst schritten sie aufatmend gegen das Wirtshaus und wurden nach kurzem Warten von der Wirtsrau abgeholt und nach einem heitren kleinen Saal im oberen Geschloß geführt.

(Schluß folgt.)

Spukhaftes aus Bern=Altstadt.

Mitgeteilt von F. A. Volmar.

(Zu obenstehendem Bilde.)

Der Spuk in der Schmiede.

In einer Schmiede in der Matte spukte es manchmal in der Nacht heftig. Die ganze Werkstatt war erleuchtet und an der Esse stand eine nur aus Haut und Knochen bestehende menschliche Gestalt, die in einen Schmiedeanzug gekleidet war und eifrig im Feuer herumstoderte. Ein schwarzer Kater zog den Blasebalg.

Es war der frühere Inhaber der Schmiede, der einen schlechten Lebenswandel geführt hatte.



J. Volmar (1796—1865): Spukhaftes aus Bern=Altstadt. Der Spuk in der Schmiede.

Eine schöne Strecke Weges wanderte ich mit einem Weinbauern. Er erzählte mir von Kauf und Lauf, wie es zu gehen pflegt und huldigte der alten Ansicht, uns Schweizern gehe es doch überaus rosig. Mit der Weinernte sei man recht zufrieden, meinte er. Sie habe viel besser ausgegeben, als man erwartet hatte, aber immerhin noch lange nicht so gut, wie dies in früheren Jahrhunderten oft der Fall gewesen sei. Da habe man einmal, 1255, die Trauben an den Stöcken hängen lassen, weil man nicht genug Fässer hatte, den reichen Segen zu bergen. Den alten Wein habe man statt Wasser zum Lösen des Kalkes verwendet. Im Weinjahr 1300 seligen Angebens seien alle alten Weine umsonst ausgeboten worden, um die Fässer zu leeren. 1431 endlich sei in Thann der Mörtel für einen Kirchenbau mit neuem Most gemischt worden. Und so ging's weiter durch die Jahrhunderte. Vieles, wohl das meiste, habe ich vergessen. Der freundliche Bauer, der mein mißtrauisches Gesicht wohl gesehen haben mag, war auch so freundlich, mir die Quelle seiner Weisheit zu nennen, die „Straßburger Neue Zeitung“, dort könne ich's nachlesen, wenn ich's nicht glauben wolle. Interessant waren seine Mitteilungen über die Kriegsjahre. Schlicht und einfach sprach er von den großen Entbehrungen und Leiden, davon, daß oft sogar Frauen und Töchter zum Aufwerfen von Stellungen aufgeboden wurden, wie man den Bauern die Rüben, die Kartoffeln, das Obst weggenommen habe, wie man selbst die verborgenen Kartoffellöcher fand, weil immer so ein guter Nachbar da war, der sie eben auch kannte.

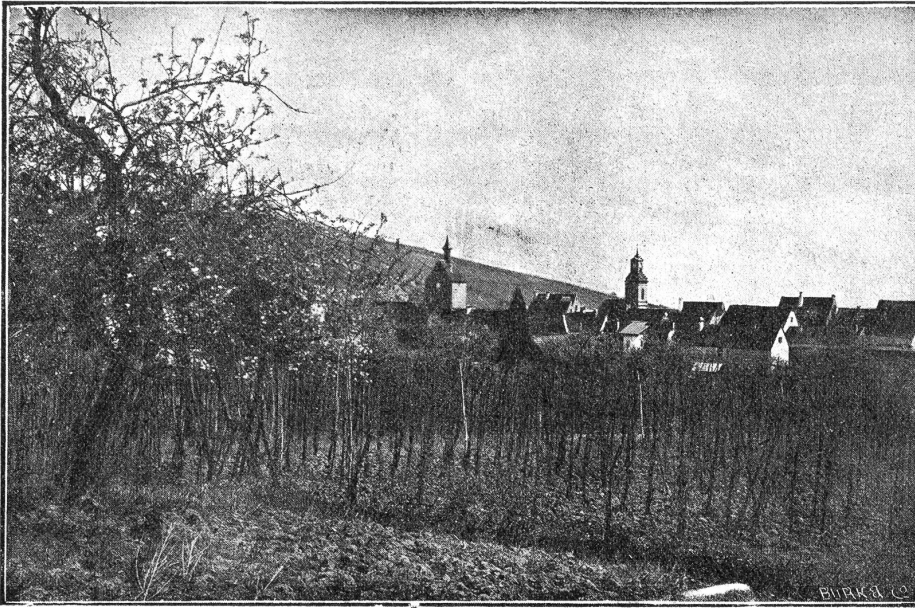
Rasch verfloß so die Zeit. Nach ungefähr einer Stunde näherte ich mich Reichenweier. Ein richtiges elsfassisches Städtchen betritt man stets durch ein Tor und hier hat's nun gar ein Doppeltor mit dem berühmten Dolber, einem mächtigen Torturm mit reizvollem Fachwerk. Das Städtchen mahnte mich mit seinen trutzigen Mauern, Türmen, Wällen an unser schönes Murten. Wenn man durch das Tor eingetreten ist, fühlt man sich wohlgeborgen, schlendert in kleinstädtischer Gemütsruhe durch die geschlossenen Sträßzüge, wirft verweilende Blicke auf die steilen Giebel Fassaden, freut sich der schönen Brunnen auf der freien Plätzen, die immer noch einen Mittelpunkt des lebhaft pulsierenden Lebens bilden. Manches liebes Kleinstädtchen konnte ich erblicken. Manches anmutiges Plätzchen atmet herzerfreuende Poesie. Reizend sind die alten Häuser mit ihren Sinnprüchen, den fest vorspringenden Erkern, den Durchblicken in trauliche Höfe. Ueberhaupt, Reichenweier ist so ein rechtes Städtchen, wie Meister Gottfried Keller sie zeichnete.

Eine Herbstwanderung im Elsaß.

Von Fr. Vogt.

II. Durch's elsfassische Weinland.

Die letzten Morgen nebel waren eben in alle Winde geflattert, als ich in Rienzheim in die Straße nach Reichenweier (Riquewihr), zum berühmtesten Weinort der Gegend, einbog. Vogesenromanik findet man nun freilich auf dieser Wanderung, die im Hochsommer wenig angenehm sein mag. Denn gar oft gleitet der Blick kaum über die Rebstecken hinüber, die die Straße umsäumen. Höchstens bilden einige sanft gewellte Vorhügel ein friedliches Pastorale. Und doch hat auch diese Gegend ihren Zauber. Da sie außerhalb der großen Verkehrsadern liegt, findet man hier Dörfer von seltener Altertümlichkeit, in welchen die Zeit um Jahrhunderte stillgestanden zu sein scheint. Orte, die fast noch so sein mögen, wie sie vor dreihundert Jahren waren.



Blick auf Reichenweier.

Reichenweier hat seine interessante Geschichte. Es gehörte bis 1801 zur Herrschaft Württembergs im Elsaß, kam erst durch den Friedensvertrag von Lunéville zu Frankreich. Als Heimat Philipp Jakob Speners ist es natürlich protestantisch. Noch steht das alte Schloß der württembergischen Herzöge, jenes Gebäude, in welchem Herzog Ulrich von Württemberg, den wir aus Hauffs „Lichtenstein“ kennen, lebte. Jetzt dient es Schulzwecken. Aus Reichenweier stammte auch die Gattin Herders, Katharina Flachsland. An ihrem Geburtshaus steht eine Gedenktafel. Zwei Stunden wanderte ich kreuz und quer durch den Ort und gerne hätte ich ihn noch länger gesehen. Aber nun mußte doch der Reichenweier „Sporen“ versucht sein. Der elsässische Trinkspruch ist bekannt:

„Zu Thann im Rangen,
Zu Gebweiler in der Wannen,
Zu Türheim im Brand
Wächst der beste Wein im Land.“

In Reichenweier schließen sie ihn aber mit den Worten:

„Doch gegen den Reichenweier Sporen
Haben sie alle das Spiel verloren.“

Im kleinen Zellenberg machen sie indes auch dem vortrefflichen „Sporen“ Konkurrenz:

„Doch der Zellenberger Manteltragen
Tut sie alle miteinander schlagen.“

In Rappoltsweiler hörte ich übrigens eine neue Schlussversion:

„Doch als die Perle der Weine gilt allgemein
Der Zahnader unter dem Hoh-Rappoltsstein.“

Jedenfalls sind sie alle gut.

Nicht weit von Reichenweier ist Zellenberg, von welchem der alte Merian vermeldet: „Städtlein und Schloß liegt ganz lustig auf einem fruchtbaren Berg.“ Lustig ist der Ort auf jeden Fall. Wie eine Burgmauer wachsen die Außenwände der Häuser in die Höhe. Nur einen einzigen Aus- und Eingang findet man und der Volkswitz sagt deshalb, es sei gefährlich, die Zellenberger nach dem Dorfausgang zu fragen. Item, wenn's nur mehr so hübsche Orte gäbe!

Ueber Hunaweier gelangt man nach dem alten Rappoltsweiler. Auch Hunaweier, dessen Kirche ein wahres Kriegsbollwerk ist, ist interessant. Der Dorfbrunnen ist der

heiligen Suna geweiht und die Sage erzählt, in einem weinarmen Jahr sei einmal plötzlich aus diesem Brunnen Wein statt Wasser geflossen, daß alle Bewohner des Ortes ihre Fässer mit dem herrlichsten Tropfen füllen konnten.

III. Rappoltsweiler.

„Wo Berg und Burg, wo Stadt und Stein

Sich dicht zusammenfanden,
Eine schön're Stelle nicht mag sein
In allen deutschen Landen —
Das ist, wo stolz von felsiger Wand
Drei Burgen niedergrüßen,
Hinaus ins weite Sonnenland,
Die graue Stadt zu Füßen!“

So singt Wilhelm Jensen in einem Gedicht über Rappoltsweiler. Was das alte, prächtige Städtchen neben seinen drei Schlössern so bekannt machte, das ist der berühmte Pfeifertag, der „Rappelschwirer Pfifferda“, wie er im Volksmunde heißt. Jetzt noch wird

er als lustigste der elsässischen Kilbinnen — der Elsässer hält viel auf ihnen — im September gefeiert und hener voll der Andrang ein ungeheurer gewesen sein. Der Pfeifertag hat seine Geschichte. Die nicht sekhafsten Leute, zu welchen die fahrenden Sänger gehörten, waren im Mittelalter außerhalb der bürgerlichen Gemeinschaft. Ein innerer Zwang führte sie zur Gründung einer Pfeiferbruderschaft. Im Elsaß mag sie am Ausgang des 14. Jahrhunderts entstanden sein. Ihr gehörten alle fahrenden Sänger vom Hauenstein bis zum heiligen Hagener Forst an. Erst hielten die Pfeifer in Wiler, dann in Schleifstadt, von 1461 hinweg in Rappoltsweiler ihre alljährlichen Pfeifertage an Maria Geburt, am 8. September, ab. Erstmals ist der Rappoltsweiler-



Strasse in Reichenweier.

pfeifertag in einem Briefe des Grafen Wilhelm I. von Rappoltstein an den Bischof von Basel erwähnt. Die Herren von Rappoltstein hatten von Reichs wegen das Pfeiferkönigtum über die „varenden Lüte“, wie die Ratsamhausen dasjenige über die Kesselflüder ausübten. Die Pfeifer hatten ihre strengen Satzungen, waren insbesondere auch zur Frömmigkeit verhalten: „So solle jeder jährlich eine meß lesen lassen, und nicht nur am Pfeifertag der meß bewohnen, sondern auch alle frauwentag mit beicht, meßhören und almosengeben andächtiglich verehren.“ Es muß hoch hergegangen sein an diesen mittelalterlichen Pfeifertagen. In der Wirtschaft zur „Sonne“ versammelten sich die Musiker, zogen um neun Uhr zur Kirche, wobei jeder, unbekümmert um Ton und Takt, sein Instrument spielte: „So thät in längst verklungenen

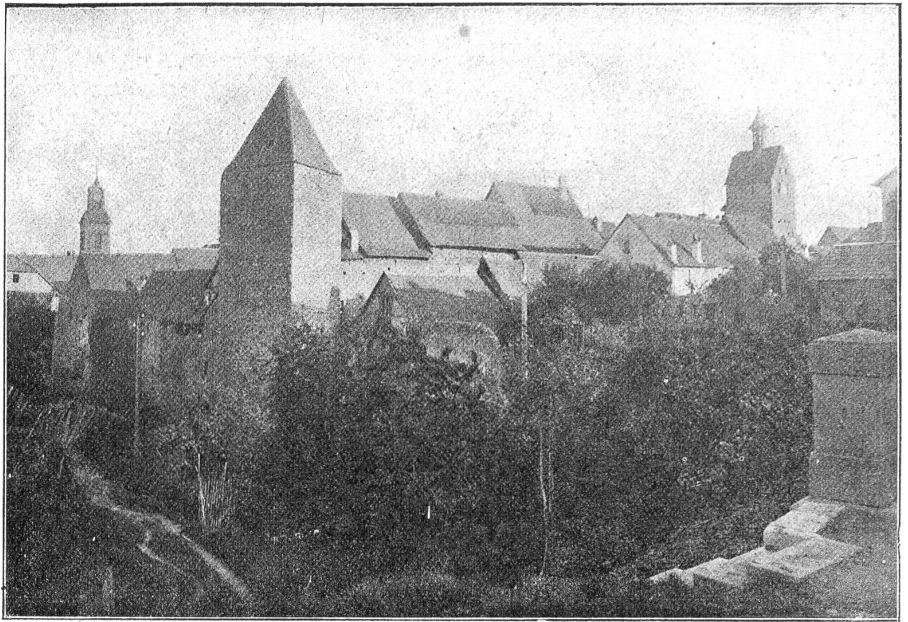
Zeiten

Der Pfeiferkönig die Stadt durchschreiten,

Das war ein Wogen von Menschen und Wimpeln,
Ein Zinkenschmettern und Schüttern von Zimbeln,
Von Trommeln und Pauken ein dumpfes Dröhnen,
Von Geigen und Fiedeln ein Grimmen und Stöhnen,
Ein Saitenklingen und Pfeifengellen!

Das lockte die Mädel wohl auf die Schwellen!“

Nach dem Gottesdienst machten die Pfeifer ihrem Schutzpatron die Aufwartung. Dann hub erst das fröhliche Zechen an. Der Pfeifertag von Rappoltsweiler gab vielen Dichtern Anregung und Stoff. Bekannt ist Max Schillings Oper „Der Pfeifertag“. Viel gelesen wird auch der prächtige kulturhistorische Roman „Die Pfeifer von Dusenbach“.



Reichenweier.

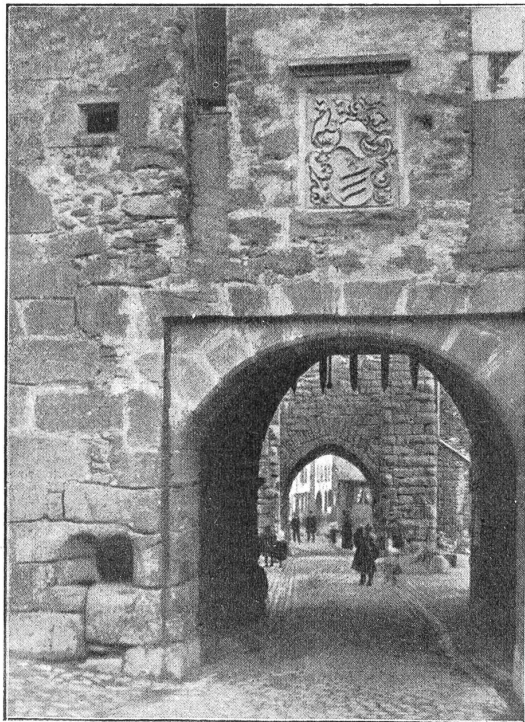
Ein schmuckes, sauberes Städtchen ist Rappoltsweiler. Wer durch die „Lange Straße“ — sie hat den richtigen Namen — marschiert, freut sich immer wieder der architektonischen Einheitlichkeit, die doch wieder jedem Haus seinen besondern Charakter, eine persönliche Note, lieh. Früher bestand der Ort aus einem System von Einzelgliedern, die alle besonders befestigt waren. Deshalb trifft man noch jetzt mitten in der Stadt auf Mauern und Türme. Volkstümlich ist der Mehrgerturm mit seinem vielbewunderten Steinschmuck, den eine fröhliche Bürgerschaft hat anbringen lassen.

Das Schönste aber ist der Aufstieg zu den kahlen Staffeln der drei Schlösser. Erst durch Reben, dann durch Edelkastanienwälder, die ihre kleinen, reifen Früchte ins braunrote Herbstlaub auf meinen Weg gestreut hatten. Stieg ich hinauf zur Ruinenwelt von Rappoltsweiler. Mit jedem Schritt gewinnt der Blick an Weite, gleitet über die grauen Spitzdächer der Stadt hinaus „ins weite Sonnenland“, auf die fruchtbare Rheinebene, hinüber zum Schwarzwald. Die unterste Burg ist St. Ulrichsburg, das Stammschloß der Herren von Rappoltstein. Es ist eine der schönsten Ruinen des Elsaß, noch gut erhalten. Nur klein ist die Fühn auf einem Felsen thronende Ruine Girsberg. Wieder 20 Minuten Marsch durch herrlichen Vogesenwald und Hohrappoltstein oben auf dem Gipfel, der seine Aus'ur, ist erreicht. Ungehindert schweift der Blick nach der Markkircher Höhe, ins tannendunkle Strengbachtal, hinüber aber auch zur Hohkönigsburg, der vielgenannten.

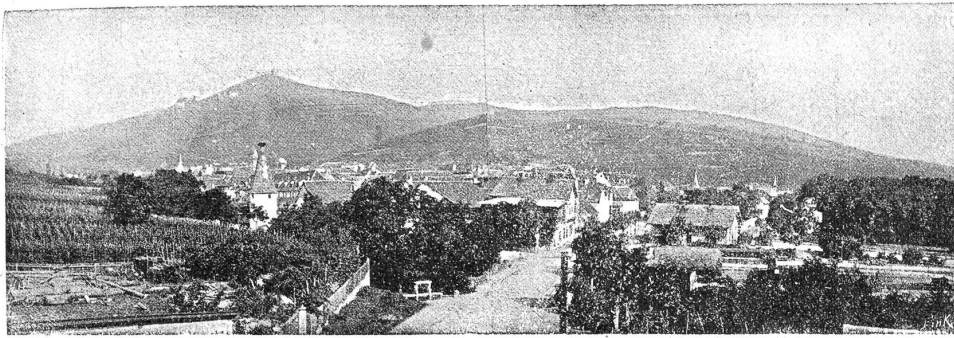
Den Abstieg nahm ich über die Dusenbachfavelle, durch herrlichen Vogesenwald. Mitten in hehrer Waldeinsamkeit steht sie, die Kapelle der lieben Frau von Dusenbach, der Schutzpatronin der Pfeifer.

Das Geschlecht der Grafen von Rappoltstein erlosch in seinem Mannesstamme schon 1673, aber in der weiblichen Linie pflanzte es sich fort in den Pfalzgrafen von Birkenfeld und Zweibrücken und der dicke Max. Pfalzgraf Maximilian Joseph, ausdrücklicher Herr von Rappoltstein, wurde zuletzt erster König von Bayern. Er war Kommandeur des Regiments Royal-Alsace in Straßburg und die Grenadiere sollen ihn so gern gehabt haben, daß sie das Tauffleisch seines Sohnes, des nachmaligen Königs Ludwig I. von Bayern, mit ihren Schnurrbärten stopften! —

Und nun ist das Elsaß wieder französisch. Ein jahrelanger Traum vieler Elsässer ist in Erfüllung gegangen.



Reichenweier. Doppelthor des Dolder.



Rappoltsweiler.

Trifft man lauter Jubel? Ich machte meine verschiedensten Beobachtungen. Man hat auch hier Uebergangschmerzen: Besetzung einträglicher Beamtenstellen durch Franzosen, ungleiche Besoldung der Eissäger und Franzosen auf gleichen Posten, Unsauberkeit auf den Bahnhöfen und in den Eisenbahnen. Aber es sind eben die Uebergangschmerzen.

Christfest.

Von Erwin Schlup.

3

Lachend trat Hugo über die Schwelle.

„Ei, guten Abend! Störe ich? — Nein! — Dann erlauben Sie doch?“

„Gewiß ist es erlaubt,“ entgegnete Martha und führte den Gast ins Zimmer; „aber Vater ist leider nicht zu Hause.“

„Ich weiß es, bin ihm vorhin begegnet.“

Sie wollte das Licht einschalten, er aber wehrte ab.

„Nein, nein, lassen Sie doch, es läßt sich so viel hübscher lauschen. Spielen Sie mir etwas zum Abschied meiner Leidenszeit; denn heute hat mich der Doktor gesund erklärt. Und wissen Sie, jetzt heißt's für mich wieder: ins Geschirr! Die Arbeit ruft von überall. Im Zweigggeschäft in Prag ist der Leiter gestorben; in einigen Tagen werde ich dorthin verreisen, auf unbestimmte Zeit.“

Martha saß vor dem Klavier und blätterte in den Notenheften. Sie suchte und wußte nicht was. Eines nur wußte sie und das ging ihr immer und immer durch den Sinn: verreisen, verreisen in einigen Tagen. Es war ein kurzes Lied und wollte doch kein Ende nehmen und hatte eine schrille Melodie. Der Herzschlag ging ihr bis in die Fingerspitzen, daß die Notenblätter zitterten wie Eichenlaub. Sie raffte ihre Kraft zusammen; nur nicht schwach werden, der dort durfte nichts erfahren, wie ihr war. Sie stellte ein Heft vor sich hin und griff mit bebenden Fingern in die Tasten. Die Akkorde der Einleitung klangen voll durch das Zimmer, dann fiel ihre Stimme ein.

Hinter ihr, im Halbdunkel, saß Hugo. Sein Blick umging verlegend die schlank, sich leicht wiegende Gestalt. Das flackernde Licht der Kerzen spielte mit den braunen Locken und legte sich wie ein silberner Marienschrein um ihr Haupt.

Er hatte das Lied schon irgendwo gehört. — „Meine Sonne“. — Es war in einem Konzert; lange Zeit hatten ihn die lockende Melodie und die Worte nicht mehr verlassen. Und jetzt stand er wieder im Banne dieses Liedes, aber anders als damals. Gewiß, es war nicht jene künstlerische, hochausgebildete

Stimme, die da sang; aber was dem Mädchen da vor ihm aus dem Munde klang, wurde nicht für Hunderte von fremden Menschen gesungen; ihm allein galten diese Worte, für ihn allein lachte diese Sonne von Neapel.

Die leichten Töne strömten durch den Raum. Die schlanken Hände des Mädchens ruhten auf den Tasten; den Kopf leicht zurückgebogen schaute es sinnend in das schwankende Flämmchen einer Kerze. Hugo erhob sich und trat an seine Seite.

„Martha, du, du — willst du meine Sonne sein?“ Er erfaßte ihre bebenden Hände und glitt auf die Knie. Bittend, voll Verlangen hing sein Blick an ihrem Auge. Martha stand erschrocken auf und wollte sich freimachen. „Nein, nein, wo denkst du hin? Laß ab, es darf nicht sein!“

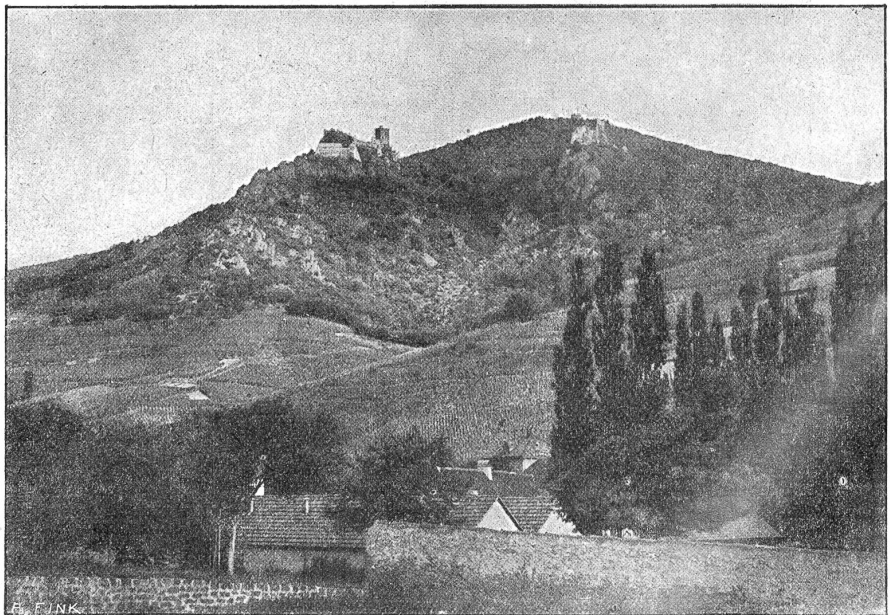
Er aber hielt sie fest. „Sei meine Sonne! Bald zieh' ich in die Ferne, tausend Meilen werden uns trennen. Sei du das helle Licht, das mir den Weg zurückleuchtet nach der Heimat. Martha?“

„Und wenn ich wollte? In Wolken würde nur zu bald die Sonne sinken. Am Marktplatz steht ein großes Handelshaus, drin wohnen deine Eltern, reich und — stolz, und deine schöne Schwester. Nie, nie würde man mir dort ein Heimatrecht gewähren. Du müßtest wählen — für sie, für mich. Welches Recht hab' ich, dich von den Deinen zu trennen? Nein, laß ab! Es wäre nicht dein Glück.“

Hugo war aufgestanden. „Sag nur ein einzig Wort, dann wird mir um mein Glück nicht bange. Bist du mir gut?“ Sein Auge forschte in dem ihren.

Das Mädchen stand mit blasser Gesicht vor ihm; es wendete sich ab und fing an zu weinen. Da umfaßte er mit seinen Armen die liebe Gestalt und zog sie an sich.

„Du bist mir gut, lang schon ühle ich's; ob r mein Herz will es vernehmen von deinen Lippen. Hörst du? So sprich doch!“ Und sie entwand sich nicht seinen Armen; wie ein schlummerndes Kind lehnte sie an seiner Brust. Ganz leise schlug ein Ja an sein Ohr, da schloß er behende mit Küßen ihren bebenden Mund.



Die Burgen von Rappoltsweiler.